

Leseprobe

Ein Tanz auf dem Drahtseil - Über Würde, Abgründe, und die stille Arbeit in der Psychiatrie

von Nadine Schuster

Hinweis: Die folgenden Texte sind keine direkten Auszüge aus dem Buch, sondern eigenständige Kolumnen, die auf Themen, Beobachtungen und Reflexionen aus „*Ein Tanz auf dem Drahtseil*“ basieren. Sie vermitteln exemplarisch den Ton, die Haltung und die thematische Tiefe des Werkes.

Zwei Wahrheiten zugleich – über Verantwortung, Schmerz und Menschlichkeit

In der Psychiatrie lernt man, dass zwei Wahrheiten nebeneinander bestehen können. Sucht ist eine Krankheit – und doch erfordert Genesung Verantwortung. Trauma erklärt Verhalten – und doch braucht Heilung den Mut, es zu verändern. Eine Depression kann lähmen – und trotzdem verlangt das Leben, dass man sich ihm immer wieder zuwendet, selbst wenn man kaum die Kraft dazu hat.

Diese Spannung zwischen Ohnmacht und Verantwortung, zwischen Erklärbarkeit und Eigenanteil, begleitet den psychiatrischen Alltag. Sie ist unbequem. Aber sie ist wahr.

Mich berührt immer wieder, wie viele meiner Patienten diese Spannung aushalten, ohne davor wegzulaufen. Sie wissen, dass ihre Vergangenheit sie verletzt hat, und kommen trotzdem. Zitternd, erschöpft, beschämt – aber sie kommen. Sie verstehen, dass sie keine Schuld trifft, und übernehmen doch Verantwortung für das, was jetzt ist. Darin liegt eine stille Form von Heldentum.

Ich sehe Menschen, die nichts haben: kein Zuhause, keine Sicherheit, niemanden, der auf sie wartet. Und trotzdem tauchen sie auf. Ihr Mut ist leise; er schreibt keine Bücher, er macht keine Schlagzeilen. Er zeigt sich in kleinen Schritten, im Aushalten, im Wiederaufstehen. Vielleicht ist genau das wahre Genesung: nicht die große Verwandlung, sondern die tägliche Entscheidung, sich selbst zu begegnen – ehrlich, ohne Ausflüchte.

Viele psychische Leiden tragen kein sichtbares Zeichen. Eine Depression legt sich wie Nebel über den Alltag, eine Panikattacke lässt das Herz rasen, eine posttraumatische Belastung verwandelt harmlose Momente in Bedrohung. Und doch bleibt eines bestehen: das Stigma. Psychisch krank zu sein heißt noch immer, zusätzlich zur Erkrankung Misstrauen, Ablehnung oder Schweigen zu ertragen.

„Steh halt auf und tu was.“
„Reiß dich zusammen.“
„Hör doch einfach auf zu trinken.“
Sätze, die selten böse gemeint sind – aber zerstören können.
Keiner würde zu einem Krebskranken sagen: „Jetzt hab dich nicht so.“
Doch im Umgang mit seelischem Schmerz verliert Empathie oft gegen Unsicherheit.

In der Somatik liefert ein Röntgenbild Gewissheit. In der Psychiatrie bleibt vieles unscharf. Man muss zuhören, Vertrauen schenken, zweifeln dürfen – ohne absolute Sicherheit.

Wie viel Verantwortung trägt ein Mensch für seine Genesung? Natürlich braucht es Eigeninitiative. Den Mut, hinzusehen. Den Willen, sich zu verändern. Aber nicht jeder hat die gleiche Ausgangslage, die gleiche innere Kraft, denselben Glauben daran, dass Veränderung möglich ist.

In der Praxis gehen die Meinungen auseinander.
Die eine Kollegin sagt: „Er kann nicht anders – er ist krank.“
Die andere erwidert: „Er ist krank, ja – aber das heißt nicht, dass alles entschuldbar ist.“
Beide haben recht. Und beide greifen zu kurz.
Denn die Wahrheit liegt dazwischen.

Wir müssen aushalten, dass es kein Schwarz und Weiß gibt.
Das nennt man Dialektik – die Fähigkeit, Gegensätze zu halten.
Zwei scheinbar widersprüchliche Dinge können gleichzeitig wahr sein.

Es war nicht deine Schuld.
Und es ist trotzdem deine Verantwortung.

Die moderne Psychiatrie bewegt sich zunehmend in diese Richtung: weg von Defiziten, hin zu Ressourcen, Teilhabe und Hoffnung.
Das Ziel: Entstigmatisierung. Inklusion. Selbstbestimmung.
Und vor allem: mehr Verständnis.
Mehr Zuhören.
Mehr Menschlichkeit.

Denn echte Heilung beginnt dort, wo zwei Wahrheiten zugleich Platz finden dürfen.

Krieg der Gardinen

Es war kurz nach drei, der Flur roch nach Kaffee und Müdigkeit.

Er sass unter dem Bett. Er trug eine Schwimmbrille, klammerte sich an einen Löffel und starrte zur Wand, als lausche er Befehlen. „Die Gardinen haben sich gegen mich verschworen“, rief er. „Seit drei Tagen beobachten sie mich – besonders die linke!“
Ich sah die Gardine an.
Sie hing still da, wie alle Gardinen, die unschuldig bleiben wollen.
„Sie hat gezuckt“, fügte er hinzu. „Ich habe es genau gesehen!“

Ich sah nur Polyester.
Er sah Verrat.

Ich schloss das Fenster. Der Stoff beruhigte sich. Herr Graf richtete sich langsam auf, verbeugte sich in Richtung Gardine. „Verhandlung vertagt. Madame zeigt Einsicht.“

Zwei Tage später hing ein Schild an seiner Tür:
Friedensabkommen unterzeichnet. Fortan wird nicht mehr in Waschmaschinen geschrien.

So war Herr Graf.
Immer einen Schritt hinter der Logik, aber zwei vor der Fantasie. Wenn er sprach, mischten sich Größenwahn und Poesie, Wortneuschöpfungen, die zuerst verrückt klangen – und dann Sinn ergaben, wenn man lange genug schwieg, um zuzuhören.

Einmal sagte er, er wolle ein Buch schreiben.
„Die leuchtenden Schatten“, erklärte er ernst.
Ein Werk über fliegende Kakteen, das Schweigen zwischen den Sternen und Gedanken, die man besser in Lakritz einlegt.

Ich lachte – und merkte, dass ich nicht über ihn lachte,
sondern über die Welt, die ihn verloren hatte.

Es war schwer, ihn ernst zu nehmen – und unmöglich, ihn nicht ernst zu nehmen.

Wenn er barfuß durch den Flur joggte und dabei mit den Wänden diskutierte, musste man lachen.
Aber in seinen Augen blitzte etwas auf, das kein Witz war.

Etwas, das fragte: *Und du? Wo ist deine Gardine, gegen die du kämpfst?*

Zwischen all dem Wahn lag etwas Seltsames:
eine stille Intelligenz, eine poetische Unordnung,
die mich zwang, meine eigene Normalität zu prüfen.
Vielleicht war sie gar nicht so vernünftig, wie ich immer dachte.

Manchmal denke ich, dass er recht hatte.
Vielleicht führen wir alle Kriege mit Gardinen, die wir uns selbst genäht haben –
unsere Ängste, unsere Überzeugungen, unsere Ordnung.
Nur dass wir sie Vernunft nennen.

Und wer weiß:
Vielleicht zuckt meine gerade auch.